



SOPHIE HÉNAFF, geboren 1972, ist Journalistin, Übersetzerin und Autorin. Ihre humoristische Kolumne in der französischen Cosmopolitan hat eine riesige Fangemeinde. *Bube, Dame, König, Stich* ist der vierte Band der preisgekrönten SPIEGEL-Bestseller-Serie um Kommissarin Anne Capestan und ihre Brigade der verkrachten Existenzen, die fürs französische Fernsehen verfilmt wurde.

Sophie Hénaff in der Presse:

»Spaß und Krimi passen gut zusammen,
wenn Sophie Hénaff am Werk ist.«
Der Standard

»Viele Krimis behaupten, ›anders‹ zu sein.
Hénaffs Krimis sind es tatsächlich.
Hénaff zeigt enormes menschliches Einfühlungsvermögen
in Denken und Fühlen ihrer Anti-Held(inn)en.«
Die Presse

»Witzig, toll geschrieben, wunderbar ausgeführt.
Unbedingt zu empfehlen!«
RTL über »Kommando Abstellgleis«

Außerdem von Sophie Hénaff lieferbar:

Kommando Abstellgleis (Band 1)
Das Revier der schrägen Vögel (Band 2)
Mission Blindgänger (Band 3)

www.penguin-verlag.de

Sophie Hénaff

**BUBE, DAME,
KÖNIG,
STICH**

Ein neuer Fall für
Kommando Abstellgleis

ROMAN

Aus dem Französischen
von Katrin Segerer

 **PENGUIN VERLAG**

Die französische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
Drame de Pique bei Editions Albin Michel, Paris.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

I. Auflage

Copyright der Originalausgabe © Editions Albin Michel – Paris 2023
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2025 by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Redaktion: Christina Riemann

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2025

ISBN 978-3-328-11281-5

www.penguin-verlag.de

Für meine eigene Brigade

»Wenn die Zeit vergeht, entflieht die Wahrheit.«

Edmond Locard, Pionier der Forensik

Ich heiÙe Emma und bin seit ein paar Stunden einunddreißig Jahre alt. Zur Feier des Tages durchquere ich meine neue Wohnung und atme den Geruch der frischen Farbe ein. Die Wände sind schon ganz weich, so viele Schichten habe ich aufgetragen. Ich mache Licht im Bad, gebe Zahnpasta auf die Bürste. Ich habe fast keine Angst.

Wieder einmal hat sich mein gesamtes Leben geändert. Nur die Stammzelle nicht. Die harte Murmel des Bewusstseins, die jedes Jahr um eine schützende Schicht wächst, wie die Perle einer Auster. Ich bin immer noch hier, eingeschlossen in diese Kugel, etwas verblüfft über dieses Alter, das plötzlich passiert ist, über das Spiegelbild dieser Frau, die sich die Zähne putzt.

Morgen kommt er zurück, und ich frage mich, ob das wohl alle Spuren seiner Abwesenheit tilgen wird.

Im weitläufigen Wohnzimmer öffne ich die breiten Balkontüren zum königsblauen Himmel über Neuilly. Die Wipfel des Bois de Boulogne liegen vor mir wie ein dicker Teppich, der Wind trägt den Trubel des Jardin d'Acclimatation herbei und lässt die Freude der Kinder durch den Raum schallen.

Die glückselige Zeit der Karusselle, der atemraubenden Achterbahnen und zuckeligen Zügeln, des Ponyreitens und Trampolinspringens. Diese Kindheit habe ich geliebt.

Ich wohne nun in einem ehrwürdigen Haus aus hellem Stein auf dem Boulevard Maurice-Barrès, so prunkvoll und rundlich wie ein zufriedener Bürger, der über seinem Rest Schlagrahm eindöst. Mir gehört der ganze vierte Stock, die Beletage. Eine alte Familie hat sie feierlich von Vater zu Sohn weitergegeben, bis ich sie dem schwarzen Schaf abgekauft habe.

Ich habe neues Geld. Viel davon. Ich leite eine der diskretesten Schönheitskliniken im Pariser Westen. Mein Vermögen verhindert nicht, dass ich bei jedem Gespräch rot anlaufe oder schlottere, aber es kleidet meinen Panzer mit einem Polster der Macht aus, und vor allem sichert es mir meistens die Milde und Zuvorkommenheit meines Gegenübers. Für diese gläserne Blase aus Respekt habe ich Tag und Nacht gearbeitet. Etwas anderes hatte ich all die Jahre nicht zu tun.

Gesichter zu verwandeln. Dafür hatte ich ein gewisses Talent. Und sehr viel Leidenschaft. Zuerst war ich mein eigenes Versuchskaninchen, ich tilgte die kläglichen Unebenheiten der Jugend von meinen Zügen. Später ließ mein fiebriger Ehrgeiz, der Drang, immer weiter und schneller voranzukommen, Hunderte mit Gold gepflasterte Kilometer zwischen mich und meine Vergangenheit zu bringen, meine Klinik florieren und meine Umsätze explodieren. Die größten Influencerinnen schwören darauf.

Heute habe ich alle Voraussetzungen, um glücklich zu sein, aber mein neues Leben kann das alte noch immer nicht auslöschen. Ich erinnere mich an jeden Schultag, jede Pause, jeden Blick und jede Giftschlange auf dem Weg. Die Spaliere, die sich bilden und schließen. Die Scham, die dick an mir klebt, mich überallhin begleitet, ins Klassenzimmer, auf den Flur, zum Klo, wo ich mich einsperre. Ich kann keinen Schritt machen, ohne dass jemand mit dem Finger auf mich zeigt.

Dabei habe ich nichts getan, ich bin einfach nur da und begreife nicht, was geschehen ist, woher dieser Stempel kommt, den man mir mit dem Hammer tief in die Stirn gedrückt hat. Diese neue Identität, die mir von jetzt auf gleich übergestülpt wurde. Ich bin nicht länger das hübsche Mädchen mit den hellen Augen, die Beste im Multiplizieren oder die Schlechteste im Völkerball, die Quasselstrippe oder das Mäuschen, von nun an weiß man nichts mehr über mich, außer eins:

Ich bin die Tochter des Serienmörders.

1.

»Commissaire Capestan, Sie sind eine Riesenverschwendung.«

Die zischenden *s* lenkten Anne Capestan ab. Eigentlich lenkte sie alles ab: die Seine, die ihr entgegenfloss, der sonnige und wunderbar kühle Morgen, der Eiffelturm in der Ferne, der in den strahlenden Junihimmel ragte, das Institut de France mit seiner in der Sonne schimmernden Kuppel, der Pont-Neuf unter ihren Sandalen. Ihr geliebter Pont-Neuf, die älteste Brücke von Paris, die sie jeden Tag überquerte, nachdem sie ihre Töchter zur Schule gebracht hatte. Das perfekte Panorama – hätte nicht leidigerweise der Direktor der Kriminalpolizei seinen Kopf hineingedrängt. Capestan erinnerte sich nicht einmal an seinen genauen Namen. So was wie Palombe, Colombe, vielleicht auch Descombes. Zu diesem Zeitpunkt des Gesprächs konnte sie ihn aber natürlich nicht mehr fragen. Er gehörte zu der langen Reihe an Direktoren, die sich seit Divisionnaire Burons Pensionierung die Klinke in die Hand gegeben hatten.

Der erste Großkammerherr auf dieser Liste hatte das Kommissariat in der Rue des Innocents gleich im ersten Monat mit einem Besuch beehrt. Er war genau acht Minuten geblieben – Commandant Louis-Baptiste Lebreton, Meister

der Präzision, hatte die Zeit gestoppt –, danach war die Brigade für immer von seinem Radar verschwunden. Die nachfolgenden Obermacker hatten sich noch nicht einmal auf den Weg gemacht, weil sie gar nichts vom Schicksal der schrägen Vögel wussten; so konnte die Brigade friedlich vor sich hinwerkeln, während alle anderen Einsatzkräfte sich mit den Attentaten rumschlügen.

Und jetzt dieser Destombes, dessen Beachtung Commissaire Capestan nur dem Zufall und der Nähe ihres Arbeitswegs zum Quai des Orfèvres verdankte. Er schulmeisterte, als wäre ihre gesamte Karriere unter seinem schützenden Flügel verlaufen.

»... jüngste Kommissarin in ganz Frankreich, Beste Ihres Jahrgangs, Olympiasiegerin im Pistolenschießen, jedes Jahr eine Beförderung, bis Sie schließlich eine Eliteeinheit im Quai des Orfèvres leiten, dem Allerheiligsten, und dann ...« Bedeutungsschwere Pause. »... machen Sie einen Fehler. Der viel zu nachsichtige Buron schiebt Sie für eine Weile aufs Abstellgleis, um Ihnen eine Lektion zu erteilen, und was tun Sie? Sie schlagen dort Wurzeln!«

»Eigentlich hatte ich keine große Wahl«, erwiderte Capestan, während sie ein Touristenschiff beobachtete.

Die Kinder an Bord winkten fröhlich, und sie musste sich zusammenreißen, um nicht zurückzuwinken. Der laue Wind, der über ihre Wangen rieselte, wehte den Geruch des Flusses zu ihr.

»Glauben Sie das wirklich?«, fragte der Divisionnaire.

»Selbstverständlich«, gab sie zurück.

Sie bewahrte ihr Lächeln, auch wenn sein kategorischer Tonfall sie allmählich aufstachelte.

»Ich bitte Sie, Commissaire, seien Sie wenigstens ehrlich zu sich selbst, wenn Sie es schon nicht zum Steuerzahler sind. Sie haben es sich in Ihrem Bau gemütlich gemacht wie die Made im Speck und vor lauter Bequemlichkeit Ihre gesamten polizeilichen Pflichten vergessen, Sie haben sich auf Ihren Lorbeeren ausgeruht und gefaulenzt.«

»Soll das ein Witz sein?«

Gegen so viel Ungerechtigkeit musste sie sich einfach wehren.

»Wir haben wer weiß wie viele Fälle gelöst, und trotzdem knallt der restliche Apparat uns ständig die Tür vor der Nase zu. Nach zehn Jahren haben wir immer noch ...« Sie zählte an den Fingern ab. »... keinen Zugriff auf die Datenbank, keinen Fuhrpark, keine Ausrüstung, keine Waffen, kein ...«

»Ach, also wenn der Peugeot ein wenig hübscher wäre, würden Sie am Schreibtisch nicht nur schlafen? Wissen Sie überhaupt, in welcher Misere die Polizei gerade steckt? Verstehen Sie das unter Berufsethos?«

»Ganz und gar nicht, ich ...«

Ihr Gehirn geriet ins Schwimmen auf der Suche nach einer Antwort. Zweifel keimten auf, gruben Risse in ihre Wut. Hatte sie sich ausgestoßen gefühlt aus einer Welt, der es auch nicht besser ging als ihr? War ihr Kampfgeist erlahmt, weil sie schon so lange nicht mehr an vorderster Front arbeitete? Hatte sie sich von der Kameradschaftlichkeit treiben, vom häuslichen Glück einwiegen lassen? Eigentlich hatte sie nicht den Eindruck, das Handtuch geworfen zu haben – aber vielleicht hatte sie es in die Tasche gesteckt, für später?

Nur: Wann genau war dieses später?

Anne Capestan hatte inzwischen ein Alter erreicht, in dem man sich endgültig von einer ganzen Reihe von Lebensentwürfen verabschiedete. Sie würde niemals in der Wüste Nevadas, in einer Lagune auf Bora-Bora, im obersten Stock eines gläsernen Wolkenkratzers oder im Cockpit eines Kampffjets sitzen. Diese Träume waren zerplatzt, sie bestaunte sie nur noch auf dem Fernsehschirm, vom Sofa aus, ihrer ganz eigenen Insel, zusammen mit ihren Töchtern und ihrem Ehemann, ihrer Familie, die jedes Anderswo aufwog.

Womöglich war, seit sie all diese Existenzen aufgegeben hatte, ihre eigene seicht geworden, ihre Karriere immer weiter abgedriftet. Sie dümpelte vor sich hin, fernab vom Wildwasser.

Das jedenfalls schien der Divisionnaire mit seinen bissigen Sätzen anzudeuten.

»Jetzt gerade zum Beispiel«, setzte er nach. »Sie steuern aufs linke Seine-Ufer zu. Dabei befindet sich Ihr ›Kommissariat‹, wenn man es denn so nennen will, auf der rechten Seite, neben dem Forum des Halles, hinter Ihnen. Warum? Dringende Ermittlung oder Käffchen in Saint-Germain-des-Prés?«

In Wahrheit hatte Commissaire Capestan ein Café auf dem Quai im Visier, doch das wollte sie nicht zugeben. Stattdessen schaltete sie wieder auf stur und ließ ihren Stolz sprechen. Neue Fälle hatte sie schon oft gefordert, erst kürzlich noch.

»Wir haben seit Ewigkeiten nichts mehr zu tun, und das wissen Sie genau! Erst letzte Woche habe ich angerufen und

frische Akten erbeten, bloß um so lange durchgereicht zu werden, bis ich schließlich in der Postabteilung gelandet bin.«

»Suchen Sie doch keine Ausflüchte, Capestan. Ich hätte nicht gedacht, dass eine Frau Ihres Kalibers sich mit einem solchen Rattenloch zufriedengibt. Aber sei's drum. Ihre Karriere ist ohnehin vorbei, in Ihrem Alter startet man nicht noch einmal durch.«

Auch dieser Hieb saß. Mit Mitte vierzig sollte es das schon gewesen sein?

»Soeben hat ein Neuer meinen Posten übernommen«, fuhr der Divisionnaire fort. »Ein Junger. Er will den ganzen Laden umkrepeln, einmal komplett auf links drehen, so wie alle jungen Leute seit eh und je. Und dann halten sie sich für innovativ. Tja.«

Mit nachdenklicher Miene rieb er die Hände aneinander, ehe er schloss: »Und ich frage mich, was er wohl mit Ihnen anstellen wird.«

Er schüttelte den Kopf, ließ sie ohne ein weiteres Wort stehen und verschwand gleichgültig in Richtung des Parkhauses von La Samaritaine.

Das nächste Schiff glitt durch die Brückenpfeiler, die nächsten Kinder winkten. Reflexartig hob Capestan die Hand und grüßte die Davonschippernden.

Seit dreiundzwanzig Jahren warte ich, seit dreiundzwanzig Jahren brodeln die künftigen Morde in mir, eingesperrt in ihrem Verlies, ohne Ventil. Endlich können sie hinaus. Ich fühle mich wie ein Kind an Weihnachten, ich vergehe vor Ungeduld.

Ich schlüpfe in den Latexhandschuh, meine Finger gleiten selig in ihre Kokons. In einer Stunde schlage ich zu.

Endlich werde ich wieder zum Serienmörder.

2.

Das angekohlte Fleisch klebte am Rost wie blutiger Efeu an einer Hauswand. Während Anne Capestan den Grill betrachtete, fragte sie sich, wann genau ihr Kommissariat sich in ein Ferienhäuschen verwandelt hatte. Es befand sich in einer Wohnung im fünften Stock der Rue des Innocents, deshalb hatte es noch nie sonderlich offiziell gewirkt, aber die Innenausstattung erreichte mit jedem Jahr eine neue Stufe, und wenn sie nicht aufpasste, stellte irgendwann noch der ein oder die andere hier eins ihrer Zimmerchen auf Airbnb ein.

Capestans Mentor, Commissaire Divisionnaire Philippe Buron, hatte das Kommando Abstellgleis 2012 ins Leben gerufen. Damals hatte er gerade die Leitung über den Quai des Orfèvres übernommen und wollte die Pariser Kriminalpolizei von Störenfrieden, Nichtsnutzen, Faulpelzen, Dummköpfen, Alkoholkranken und Berühmtheiten befreien. Diese Unerwünschten steckte er allesamt in eine Brigade – einen einladenden Mülleimer –, unter dem Befehl von Commissaire Capestan. Sie bekamen weder Waffen noch Fälle noch Anerkennung, und das Kommissariat war ein Spiegel der dort Arbeitenden: eine abgeranzte Klitsche, die niemand in der Präfektur mehr haben wollte. Fleckige

Wände, lose Fußleisten, löchriges Parkett, kaputte Fensterscheiben, alles verfiel, alles kapitulierte. Dennoch war es den Ausgestoßenen gelungen, aus diesem Schrott ein paar Siege zu schmieden. Die Mobilisierung der Truppen und der Geldbeutel von Capitaine Eva Rosière hatten die Räumlichkeiten verschönert, in denen sie sich häuslich einrichteten. Kamin, Kronleuchter, Billardtisch, Sofas, Dartscheibe, Liegestühle, Bügelbrett, nicht zu vergessen die von Brigadier Lewitz gebaute Küche, die gute drei Zentimeter in die Tür zur Dachterrasse hineinragte: Hier passte nichts zusammen, alles kam von Herzen oder aus dem Keller.

Capestan suchte zwei Minuten lang unter dem Grill und dem Fermob-Tisch, ehe sie den Kopf in die Wohnung steckte und nach dem Brigadier rief.

»Die Kohlen glühen noch! Ich finde den Deckel nicht.«

Ein paar Sekunden später erschien seine hochgewachsene Gestalt in der Küchentür. Er schwenkte eine Tuppereschüssel, und die Bewegung übertrug sich auf seine feinen Haare, was ihn aussehen ließ wie einen Geier mit Halskrause auf einem Besenstiel.

»Wir brauchen keinen Deckel, solange wir noch Würstchen haben.« Er grinste wie ein Lausbub, der, falls nötig, auch alles abfackeln würde.

Lewitz war vor zehn Jahren aufs Abstellgleis geschoben worden, weil er Autos zu sehr liebte. Man hätte meinen können, er wäre nur wegen des süßen Sirenenklangs und der freien Fahrt dank Blaulicht zur Polizei gegangen. Trunken vor Freude und Geschwindigkeit raste er gegen Bäume, Schaufenster und Straßenlaternen, bis er den halben Fuhrpark seines damaligen Polizeireviers zerstört hatte. Deshalb

schlugen seine Vorgesetzten ihn prompt für die verfeimte Brigade vor, wo er zahlreiche andere, ebenso unerwiderte Leidenschaften entwickelte, unter anderem Heimwerken, Aquarellmalerei und zuletzt das Grillen. Hyperaktiv reihte er eine Marotte an die nächste, raffte Wissen zusammen, als jagte er unentwegt einer niemals glänzenden Medaille nach.

»Oooh nein. Fünfzehn Uhr, die Mittagspause ist vorbei«, erklärte Commissaire Capestan, als plötzlich eine Benachrichtigung auf ihrem Handy aufplopte.

Seit ein paar Wochen schon verfolgte sie das »Needle Spiking«-Phänomen. Die Spritzenattacken häuften sich gerade in ganz Frankreich, und irgendetwas daran weckte ein seltsames Gefühl bei ihr, die Vorahnung einer Eskalation.

Soeben war ein neuer Artikel darüber in *Le Monde* erschienen.

»Needle Spiking«: Das ist bisher bekannt

Hunderte Anzeigen, aber keine nachweisbaren toxischen Substanzen: Bis zum 16. Juni wurden in Frankreich über 800 Anzeigen und 1098 Zeugenaussagen verzeichnet. Doch noch finden die Ermittlungsbehörden keine stichhaltigen Beweise.

Von Le Monde, AFP. 22. Juni 2022, 15:03 Uhr.

In den sozialen Netzwerken und der Presse mehren sich seit einigen Monaten die Berichte Betroffener. Die zahlreichen Vorfälle und Anzeigen in ganz Frankreich verleihen dem Phänomen »Needle Spiking« nationale Tragweite.

Der Ablauf ist immer gleich: Nach einem Konzert, Festival, Bar- oder Clubbesuch werden Einstichstellen am Körper bemerkt. Bei manchen kommt es daraufhin zu Schwindelan-

fällen, Übelkeit oder Unwohlsein, bei anderen herrscht nur Verunsicherung. [...]

Die Generaldirektion der Police nationale spricht in einem Bericht vom 7. Juni von einem »Modus Operandi«, der nicht zwischen Männern und Frauen unterscheidet. Die Einstiche befänden sich an »Arm, Gesäß, Rücken«, die Angreifer würden nicht gesehen. [...]

Toxikologische Untersuchungen negativ

Das Rauschgiftdezernat führt aktuell die »Sachverhalte und qualitativen Tatbestandsmerkmale« zusammen. Bislang haben die Untersuchungen »keinerlei Spuren von GHB«, den sogenannten K.-o.-Tropfen, ergeben, und die Opfer berichten nicht von sexuellen Übergriffen oder Diebstählen nach der Nadelattacke.

Mögliche Erklärungsansätze

Der zeitliche Abstand erschwert den Nachweis von Betäubungsmitteln. Manche Substanzen, darunter auch GHB, werden innerhalb weniger Stunden abgebaut. [...]

Eine andere Hypothese: Die injizierten Substanzen sind bereits natürlich im menschlichen Körper vorhanden, wie beispielsweise Insulin oder Adrenalin. Deshalb bleiben sie bei den Untersuchungen unbemerkt.

Ein Link führte zu einem weiteren Artikel, der daran erinnerte, dass diese Attacken ihren Ursprung nicht im Hier und Jetzt hatten; die »Stecher« trieben schon in den Zweitausendern ihr Unwesen, ja, sogar im neunzehnten Jahrhundert – damals noch mit Nähnadel, Pfriem oder Stockdegen. Auch Kanada war in jüngerer Zeit von einem ähnlichen Schrecken heimgesucht worden, der nie aufgeklärt wurde.

Kurzum, man wusste gar nichts. Man konnte nur warten, auf eine Pause oder das Schlimmste.

Der dumpfe Klang der zufallenden Kühlschranktür riss Anne Capestan von ihrem Display los. Lewitz hatte den Grill zugedeckt und seine Tuppereschüssel zurückgeräumt. Mit einem Kopfnicken dankte sie dem Brigadier und steckte ihr Handy weg, ehe sie sich auf einen Hocker setzte, den Rücken an die sonnenwarme Wand lehnte und die nackten Füße auf einen Sack Holzkohle bettete. Seit einer Weile zogen sie im Kommissariat die Schuhe aus. Auf Capestans Wunsch hin, deren Sauberkeitsbedürfnis sich nach der Geburt ihrer Töchter und den darauffolgenden Krankheiten in Besessenheit verwandelt hatte, stellten sich alle ein Paar Pantoffeln vor die Tür, damit keine Mikrobe des schmutzigen Pariser Kopfsteinpflasters mehr das gewachste Parkett der Brigade befleckte. Zum Glück empfangen sie nur wenig Besuch und führten selten Vernehmungen vor Ort durch, denn der letzte Zeuge hatte sich direkt schikaniert gefühlt, als Lewitz ihn bat, seine Sneaker auszuziehen.

Die Terrasse schien mitten im Himmel zu liegen. Capestan hob das Gesicht und ließ sich ein paar Sekunden lang von der endlosen Weite tragen, ihr Blick trieb frei dahin, ohne dass er gegen das nächste Gebäude prallte. Der Lärm des Platzes fünf Stockwerke tiefer drang nur in Wellen herauf, und gerade hätte man sich in einer Flaute wähen können. Langsam setzte der gelesene Zeitungsartikel die Rädchen in ihrem Kopf in Bewegung.

Hunderte Delikte, aber null Verdächtige, kaum Spuren, kein Motiv. Und die Panik, die sich wie ein Ölfilm ausbreitete. Was würden die schrägen Vögel aus einer solchen Akte

machen? Capestan war gerade im Begriff, eine Theorie aufzustellen, als sich im Wohnzimmer die Stimme von Capitaine Rosière erhob.

»Warum hält dieses Scheißgebamsel denn nicht? Wie soll das Ding schick aussehen, wenn die Spitze einen auf Schlappschwanz macht?«

Sie stampfte über die Küchenfliesen und baute sich in der Terrassentür auf. Ihre Fledermausärmel aus pinker Seide bauschten sich wie Blütenkelche unter den aufgebrachtten Bewegungen ihrer üppigen Arme. Wie um Capestan zur Zeugin des erlittenen Übels zu nehmen, schwenkte Rosière den Gegenstand ihres Zorns, einen Lampenschirm mit zarten Blumen, dessen Saum sich bereits zwei Zentimeter weit aufgelöst hatte.

»Dafür habe ich eine Stange Geld bezahlt. Von wegen gemütlich!«

Sie verdrehte die grünen, dick mit Mascara umrahmten Augen, und ihre prächtigen roten Haare spiegelten sich schillernd in der Scheibe. Ihr Hund Pilou, eine Promenadenmischung in Trethupengröße mit scharfen Ohren, rieb sich knapp über den Hausschuhen seines Frauchens das Zottelfell. Mit stolzgeschwellter Brust und erhobener Schnauze schnupperte er die letzten Merguezfahnen.

Eva Rosière war erfolgreiche Romanautorin, umjubelte Drehbuchschreiberin und gescheiterte Regisseurin. Ihr erster Film kam fünf Tage nach den Terroranschlägen ins Kino, der zweite kurz nach dem Lockdown. Das unglücklichste Timing überhaupt. Seitdem traktierte sie Lieutenant José Torrez mit scheelen Blicken, den Unglücksraben der Kriminalpolizei, den man aufs Abstellgleis geschoben hatte,

weil gerade kein Scheiterhaufen zur Verfügung stand. Dank ihres Vermögens hätte Rosière ihre Stelle natürlich längst an den Nagel hängen können, doch die fehlende Inspiration und die Einsamkeit im Lockdown hatten sie in den warmen Schoß der Brigade zurückgetrieben.

»Na schön, ich mach dann mal weiter«, rief Lewitz, hängte seine Schürze an die Wand und eilte davon.

Commissaire Capestan hob die Augenbrauen und schaute ihre Kollegin fragend an.

Die erklärte: »Weil wir uns gerade zu Tode langweilen, hat er ...«

»Wir langweilen uns nicht mehr als sonst.«

»Doch, Anne, das tun wir. Den letzten richtigen Fall hatten wir voriges Jahr, während der Rest der Polizei landauf, landab unter der völlig irrsinnigen Arbeitslast auf dem Zahnfleisch geht, haben wir dreimal den Flur neu tapeziert. Wir haben sämtliche Aktenkartons nach halbwegs fesselnden Cold Cases durchkämmt, aber nada, wir drehen Däumchen. Also haben Lewitz und Merlot einen Billardmarathon gestartet. Das war's dann mit unserem Tisch. Mal wieder.«

Es wurde Zeit, der Wahrheit ins Auge zu blicken. Sie drehten wirklich Däumchen, und zwar nicht erst seit gestern. Unter Burons Fittichen hatten sie noch – mehr oder weniger offiziell – ernsthafte Ermittlungen abbekommen, doch nach seiner Pensionierung hatten seine Amtsnachfolger andere Prioritäten gehabt als ihre armselige Einheit in der Rue des Innocents. Die Bestraften, Verachteten, Abgedrängten waren inzwischen schlicht *verdrängt*. Und größtenteils auch ganz zufrieden damit.

Zumal das Hin und Her der Coronajahre ihre schöne

Überlebensgemeinschaft zersetzt hatte. Erst waren sie alle krank geworden. Dax' Zustand war sogar so kritisch gewesen, dass er zwei Wochen lang auf der Intensivstation gelegen hatte. Seine Frau, Lieutenante Évrard, hatte Tag und Nacht die Würfel nach seiner Zukunft befragt und war darüber blasser denn je geworden. Minutiös verfolgte sie das Virus zurück und landete – natürlich – bei Capitaine Torrez, dem Pechvogel, dem schwarzen Kater, dem unbeliebtesten Unheilsbringer der gesamten französischen Polizei. Kein Mensch wusste, ob er tatsächlich der Patient null ihres Clusters gewesen war, und Capestan war es auch herzlich egal. Millionen Menschen auf der ganzen Welt hatten sich infiziert, da könnte man ihn doch mal vom Joch der ewigen Schuld an allen biblischen Plagen befreien. Aber keine Chance, der Verfluchte war, nach einigen Jahren der fragilen Rehabilitation, zurück in die Hölle gestürzt. Er nutzte die Gemeinschaftsräume nicht mehr und huschte wie ein Geist durchs Kommissariat zu seinem Büro ganz hinten, wo er einsam vor sich hin brötelte. Eigentlich konnte man nie sicher sagen, ob er da war oder nicht.

Die zahlreichen Lockdowns hatten den Zerfall natürlich besiegelt. Dax und Évrard waren ins Homeoffice verschwunden und meldeten sich einmal pro Woche per Zoom aus ihrem Haus in der Bretagne. Capitaine Orsini hatte, mit zerzaustem Haar und Krawattenschal auf Halbmast, seine Pensionierung begossen und sich in den hintersten Winkel des Départements Yvelines verabschiedet. »Den sehen wir nie wieder«, unkte Rosière und verdrückte eine verdrossene Träne. Capestan wettete dagegen – bisher erfolglos. Lieutenant Diamant feierte, strahlend vor Glück, den

Wechsel zurück in seine teure Klettereinheit der BRI. Selbst Commandant Lebreton verließ das sinkende Schiff, aller Moralstrenge und Verpflichtung zum Trotz. In Ermangelung von Arbeit widmete er nun einen Großteil seiner Zeit seinem neuen Lebensgefährten. Er war schon einmal verwitwet und wollte keine weitere Minute des wahren Glücks vergeuden. Capitaine Henri Saint-Lô wiederum ging in den verlassenem Straßen der Hauptstadt mehr denn je in seiner Rolle als Musketier des Königs aus dem geliebten siebzehnten Jahrhundert auf. Als er mit einem Pferd, das er aus der Kaserne der Garde républicaine auf dem Boulevard Henri IV entwendet hatte, über die Place des Vosges galoppierte, wurde er schließlich aufgegriffen. Das Ende der Pandemie brachte ihm seine fünfte Zwangseinweisung in die psychiatrische Abteilung des Hôpital Sainte-Anne ein.

»Willst du einen Kaffee?«

»Gern, danke.«

Mit verächtlicher Miene warf Rosière den Lampenschirm in die Ecke und schaute nach, ob noch genug Wasser im Tank war. Dann holte sie eine Blechdose vom Regal. Auf dem Deckel war eine Frau im Rüschenbadedress abgebildet, die sich über die Ankunft des Zugs an der Gare d'Arcachon freute. Rosière wählte zwei Kapseln aus und stellte die Dose wieder zurück, ehe sie nacheinander zwei nicht zusammenpassende Tassen unter den Auslauf schob. Das Brummen der Maschine erfüllte den Raum und ließ die Gedanken fließen. Rosières Blick wanderte unablässig über die Fotos am Kühlschrank: Saint-Lô, der den Degen mit dem Hals von Merlots Flasche kreuzte, Orsini, der nach einem ihrer Raclette-Abende Geige spielte, Dax und Évrard, die

neben dem schwafelnden Merlot auf dem Sofa schliefen, Lebreton, der unter einem gewaltigen Spiegel ächzte, während Rosière überlegte, wo er hinsollte, und schließlich der Schnappschuss aus Hawaii im Großformat, die gesamte Brigade umringte Torrez, der die soeben bei den Bügelweltmeisterschaften gewonnene goldene Trophäe in die Höhe reckte; alle hatten Sonnenbrand und grinsten bis über beide Ohren.

Ein Foto von der Spitze der Welt, wie Capestan es nannte. Eine Sekunde auf dem Gipfel der Freude. Ein Nostalgieflash durchzuckte sie. Sie fürchtete oft, das berühmte Bild kurz vor dem Unfall, vor der Krebsdiagnose oder vor dem Ausbruch eines Kriegs geschossen zu haben, wo man »es noch nicht wusste«. Nur allzu deutlich war sie sich ihres Glücks und dessen Zerbrechlichkeit bewusst. Sie hatte Angst, eines Tages den Apparat niederzulegen und den letzten Moment eines längst vergangenen Lebens festgehalten zu haben.

Mit den beiden Kaffees in der Hand trat ihre Freundin durch die Glastür und gesellte sich zu ihr auf die Terrasse. Sie reichte ihr eine Tasse, zog sich ebenfalls einen Hocker heran und setzte sich neben sie. Die Wolken, die sich vor die Sonne geschoben hatten, wanderten weiter, und die jäh befreiten Strahlen schossen herab auf den hellen Stein und die Vitamin-D-gierige Haut. Gleichzeitig schlossen die beiden Frauen die Augen und lehnten den Kopf an die Wand.

Der Juni war immer ein Fest, und das Ende der Maskenpflicht verlieh ihm gleich noch mehr Charme. Lewitz hatte sofort den neuen Grill aufgestellt, und Rosière ließ eine leuchtend gelbe Rose an einem Weidenspalier emporklettern. Diese Wohnung war alles, was von ihrem famo-

sen Team noch blieb. Die großen Ermittlungstafeln waren kleinen Bilderrahmen gewichen, die geräumigen Zimmer waren hübsch und gemütlich, aber mit den fünf Verbliebenen etwas leer. Und etwas zwecklos. Sie mussten dringend in die Puschen kommen. Die Brigade brauchte Action, ein Projekt, das nicht an einem positiven PCR-Test scheiterte.

Ohne ihre Position zu ändern oder auch nur die Augen zu öffnen, sagte Anne Capestan: »Bei dieser Needle-Spiking-Geschichte haben sie bestimmt jede Hilfe nötig, die sie kriegen können.«

»Hm.«

»Wie heißt noch gleich der Direktor der Kriminalpolizei, du weißt schon, dieser hagere Kerl mit dem Bürstenschnitt? Destombes, Colombes, Lemonde ...«

»Pallier?«

»Genau! Den habe ich Dienstag getroffen.«

»Und?«

»Anscheinend ist er schon wieder von einem neuen abgelöst worden.«

»Und?«

Capestan trank einen Schluck Kaffee und starrte einen Moment lang in ihre Tasse.

»Nichts.«

Eva Rosière rieb ihre Schultern an der Wand.

»Von dem hören wir garantiert keinen Pieps. Genauso wenig wie von den anderen. Die Großkaliber scheren sich einen Scheiß um uns. Die halten uns für Clowns.«

Capestan fuhr hoch und konnte gerade noch verhindern, dass ihr Kaffee überschwappte.

»Aber das ist doch wirklich absurd! Wir haben mehrere